Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 2 Marburg i. H., den 13. Januar **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh. — Telefon 202.

Inhalt: Einen neuen Namen Gottes — Von der Ueberwindung der Welt — Entwicklungsprozeß und Katastrophe — Wie kann die evangelische Kirche wieder eine Macht werden? Ein Wort noch aus der Friedenszeit — Bilder aus dem bisherigen Neuserbien. Schluß — An die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Paris. Protest gegen Leichtgläubigkeit und Entstellung — Verschiedenes: Zum Streit um das deutsche Warenbuch der Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft; Handbuch der altorientalischen Geisteskultur (Jeremias); Die Gnosis (Köhler, Barth); Allgemeine Geschichte der Philosophie (Deussen); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Einen neuen Namen Gottes

Einen neuen Namen Gottes wollt ich finden,
weil die Menschen ihn so schwer entweihten,
weil die „Christen" von ihm reden wie die Blinden
und die Kirchen töricht um ihn streiten.

Wollte einen neuen Namen darum finden.
Und ich ging ihn alle Abend suchen.
Sucht am Morgen, durch den Tag, in allen Gründen,
auf den Bergen unter hohen Buchen.

Ueber ferne Meere schickte ich mein Tasten,
auf die steilsten Firne stieg die Seele;
horchte lange in der Großstadtgassen Hasten,
barg als Siedler mich in stummer Höhle.

Doch ich fand den neuen Namen nicht bis heute.
. . . Ob auch in die fernsten Sterne triebe
meiner Sehnsucht Kahn, es bleibt bei dem Geläute:
„Vater unser!" und: „Gott ist Die Liebe!"

Karl Ernst Knodt

Von der Ueberwindung der Welt

In frommer Einfalt erzählt die biblische Ueberlieferung von jenen fernen, sagenhaft schönen Tagen, da sich der Friede des Paradieses noch blühend um das erste Paar erhob, da alle Natur nur geschaffen schien zu seinem Dienst, zu seiner Lust und Freude, da in seliger Harmonie Mensch und Welt sich umfingen und beschlossen und behütet waren von der allumfassenden Liebe Gottes. Bis dann der Tag kam, schwarz und zornerfüllt, da der große Riß in die Schöpfung trat und die stille selige Harmonie für immer verblutete. Der Tag, da zwischen Mensch und Gott sich die Schuld stellte, und zwischen den Menschen und die Welt Mühe, Leid und Tod. Und auch in Dichtungen und Mythologien anderer Völker begegnen wir immer wieder der Sehnsucht nach einem fernen, idealen Friedensland, wo alle harten Konflikte fehlten und ihre Nöte nicht das Leben verbitterten, nach einem Reich des Wohlklangs und der Streitlosigkeit, nach einem seligen verlorenen Garten Eden. Die Sehnsucht und der Schmerz des Menschenherzens, die immer die größten Künstler waren, die Schöpfer unserer tiefsten Dichtungen und sonnigsten Träume, sie haben das, was vergebens in der Gegenwart gesucht ward, zurückverlegt in eine verrauschte selige Zeit, sie haben diese Bilder geschaffen und mit ihrer wehen Glut durchbrandet.

So ist jede Erzählung von einem einstigen Paradies das schmerzliche Eingeständnis, daß man in der wirklichen Welt den harten Riß fühlt zwischen Mensch und Gott, zwischen dem Menschen und der Welt, in die er hineingestellt ist. Und selbst jenes kleine Volk der Erde, das unter ungewöhnlich glücklichen Bedingungen lebte und ungewöhnlich glückliche Gaben in seiner heiteren Seele trug, so daß es uns heute scheinen mag, als sei dort wirklich eine Zeit lang jener Riß geschwunden und einer neuen, einfachen Harmonie der Schönheit gewichen, selbst das frohe Volk der Griechen gebar in seinen tiefsten Söhnen diese Unbefriedigtheit im Irdischen, diesen Zwiespalt mit der Welt, diese Sehnsucht nach einer tieferen Einigung wieder, wie sie in den anderen Völkern schmerzten und bluteten, und zerstörte so gerade durch seine besten Söhne die kurze Blüte seiner Verbindung von Ideal und Wirklichkeit.

So fühlen wir alle, auch die Glücklichsten unter uns, auch in den glücklichsten Stunden, den tiefen Riß, der durch die Schöpfung geht, und es hat gar keinen Sinn, dies durch schönrednerische Phrasen und durch den billigen Trost einer idealisierenden Philosophie verbergen und wegtäuschen zu wollen. Wir stehen in keiner Welt, die uns je restlos beglücken kann, wir alle fühlen immer wieder die Feindschaft zwischen Mensch und Welt.

Denn Mühe, Leid und Tod, dies dunkle Dreigestirn, läßt uns hier nicht heimisch werden und ruft immer neu unsre wehe Sehnsucht auf. Eigentlich nicht drei Gesellen, sondern eine untrennbare Einheit, nur verschiedene Seiten des großen Leidens aller Kreatur. Mühe zunächst. Nicht die freie Arbeit, die köstlich ist, sondern die harte, allmählich erdrückende Arbeit, von der man weiß, sie kann nicht mit heiterem Liede gewürzt werden, sie muß, ja sie muß auf die Dauer auch die besten Nerven töten, auch den fröhlichsten Glauben brechen, auch den blühendsten Jugendsinn siech, stumpf und sündig machen. Und das Leid. Auch nicht bloß, was man landläufig Leid nennt, körperlicher Schmerz und Krankheit, verlorenes Glück und zerstörte Träume, nicht das Leid, das stark machen kann und als Prüfung gedeutet werden mag. Sondern etwa das Leid, wenn man junge, gläubige Augen langsam matt und welk und spöttisch werden sieht, wenn reiche Seelen verebben, wenn Talent und Begabungen unter der Last der Brotsorgen zerbrechen, wenn ehemals feinsinnige und stolze Naturen, von der Not gepreßt, ihr Heiligstes für Silberlinge feilbieten, wenn heller Geist sich umnachtet. Wenn man Kinder der Großstadt sieht und versucht wird zu flehen: Herr, wenn du gnädig bist, so läßt du dies Kind sterben, damit es nicht der Schande der Mutter oder der Krankheit des Vaters anheimfalle, die als trauriges Erbgut schon in seinem Blute schlummern . . . Und dann der Tod, in dessen Schatten wir alle wartend unsere Stunden verbringen. Ein moderner Dichter sprach neulich von einem schwarzen Falter, der über allen Stunden schwebt, in denen sich zwei Menschen so ganz nahe kommen, sich verstehen und das Glück zu fassen meinen. Der dunkle Falter aber verdüstert diesen hellen Augenblick, der Gedanke, daß Einer von den Beiden, die jetzt so untrennbar vereint scheinen, einst hinter dem Sarg des Andern geht, daß der Tod auch den innigsten Bund schonungslos zerpflücken wird. Mehr denn je ist er jetzt Herr des Tages, mehr denn je fühlen wir seine unentrinnbare Gewalt. Die draußen bluten und

fallen, und die er im Frieden aus Jugend und Hoffnung reißt, wie oft finds nicht die Besten und Kostbarsten. Die Besten, die aus der Menge ragen und aus ihrem grauen Dunkel glühen, von denen wir Arbeit und Pläne, Energien und Träume erhofften, sie ziehen nach einem geheimen Gesetz wie die stolzen Baumwipfel am ersten die Blitze auf sich. Wer in dieser Zeit solch einen Besten verlor, sei es ein Sohn oder Bruder, ein junger Freund, ein treuer einstiger Schüler, der weiß, wie bohrend und versuchend immer wieder die Frage quält: Warum? Warum gerade er? — — Nein, mit der Welt, wo all dies möglich ist, kann nur einen leichtsinnigen und flatterhaften Gecken „Harmonie" verbinden, alle tieferen Naturen sind und bleiben in ihr heimatlos und verirrt und rufen nach Ueberwindung der Welt und einer anderen, besseren Heimat. Erschütternd hat Ricarda Huch diesen Schmerz und diese Sehnsucht dargestellt, indem sie ein Waisenkind die tote Mutter beschwören läßt:

Hör mich, Mutter, höre mich in deinem dunklen Grabe,
Sage mir, wo ich Verirrter meine Heimat habe.
Wenn ich schlafe unter deinem Trauerweidenbaume,
Zeige mir das Land, das süße Vaterland, im Traume.
Laß mich meine Sterne sehen, eine milde Sonne
Durch das Meer des Himmels segeln, junger Saaten Wonne,
Und die Wasser jubelnd hoch von meinen Bergen stieben.
Meine Brüder, meine Schwestern zeig mir, die mich lieben.
Wär der Weg auch noch so weit, ich will ihn gerne gehen,
Wär er noch so hoch und steil, ich will ihn gern bestehen.
Denn ich mag, ich mag nicht länger in der Fremde weilen,
Ich bin krank im Herzen, nur die Heimat kann mich heilen.
Käm ich auch als Bettler zu der vielgeliebten Stelle,
Legen will ich mich auf meines Vaterhauses Schwelle.
Küsse werden, Tränen auf die alten Steine brennen,
Die mich besser als die Menschen in der Fremde kennen...

Doch die Antwort, die die Dichterin die tote Mutter erteilen läßt, klingt wenig trostreich:

Kind, dein Vaterland ist ferne, und der Weg ist weiter
Als die Erde weit ist, und die Nacht ist dein Begleiter.
An der Pforte wird die Ewigkeit dich still begrüßen
Und die Wanderschuh dir lösen von den wunden Füßen.

Sie scheint zu sagen, daß der Friede im Irdischen nimmer zu finden ist und daß wir alle erst dann die Welt überwinden, wenn die letzte Nacht über uns ihre dunklen Flügel breitet.

Wir wären nicht Menschen, nicht sehnende, ringende und immer wieder neu hoffende Menschen, wenn wir uns damit begnügen könnten. Und wir sehen weiter aus, ob Niemand da sei, kein Held oder Prophet, der die Welt, in der wir nicht heimisch sind, in der wir Angst und Unfrieden haben, zu überwinden vermag. Und da tritt uns ein Bibelsatz entgegen, den das Johannesevangelium (16) mitteilt. Der schlichte Satz: „In der Welt habt ihr Angst. Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Von dem gesprochen, der als Einziger wirklich die Welt unter seine Füße zwang, nicht durch Feuer und Schwert, sondern durch die Demut seiner gottergebenen Seele.

Wie mild und trostreich klingen diese Worte. Da ist kein Ueberwinderhochmut, keine Ueberhebung über die weit zurückgebliebenen ärmeren Brüder, kein starres: Du mußt, du sollst! das gleich ängstlich und verzagt machen könnte. Nein, Jesus sagt nur: Alle, die in der Welt Angst haben — — und das sind wir doch alle, alle — — sollen sich dessen getrösten, daß Er überwand. Ja, er hat überwunden, einer unter den Millionen der Sterblichen, die über die Erde gingen; doch wenn auch nur Einer Ueberwinder ward, und wenn auch die Besten von uns hinter ihm stehn wie Kerzenflammen hinter dem Licht der Sonne, wir sind doch seines Geschlechts, wie er einer Mutter Kind und aus den geheimnisvollen Tiefen des Lebens ins Bewußtsein gerufen. „Er das Haupt, wir seine Glieder, er das Licht und wir der Schein, er der Meister, wir die Brüder, er ist unser, wir sind sein!" So ist auch seine Ueberwindung der Welt für uns Weg und Hoffnung, so sind wir getrost, denn Weltüberwindung ist möglich.

Und wie überwand Jesus? Nicht, indem er die Mühen vermied und vor den drückenden Lasten seiner Brüder die Augen verschloß. Nicht, indem er das Leid übertünchte und den brennenden Schmerz über die tiefen und, wie es scheint, unheilbaren Wunden der Schöpfung aus seinem mitfühlenden Herzen riß. Nicht, indem er den Tod, dessen Schatten ihm sichtbarlich näher und näher kam, nach Griechenart in Schönheit zu fälschen suchte. Sondern indem er sich ganz vertrauend in die Hände Gottes gab und alles, was ihm dunkel blieb, als Rätsel und Geheimnis seines Vaters ehrte. Trotz aller ungeklärten und unentwirrbaren Fragen über Mühe und Leid und Tod erkannte er die göttliche Kraft im letzten Grund doch als Liebe, als alldurchglutende Liebe. Und so gab er sich ihr als Kind, das zum Ewigen ein unverrückbares Vertrauen trug, ganz Liebe und Demut, ganz Gehorsam und Hingebung. Und da neigte sich der Ewige sacht über den jungen Freund, und das Kind sah auf und blickte ins große rollende Gottesauge. Und jauchzte ein Wort, das es bisher in heiliger Scheu vermied: „Vater!" Und hatte damit sein Vertrauen und seine Liebe zum Ewigen auf einen Grund gegründet, fester denn Felsengestein, und hatte nicht mehr Angst in der Welt — — und hatte die Welt überwunden.

Diese vertrauende Hingabe allein kann auch uns zu Ueberwindern machen. Nicht zu Freunden der Welt, die sich mit ihren traurigen Dunkelheiten versöhnen ließen. Sondern zu ihren Bezwingern und Ueberwindern, die auch ihr furchtbarstes Leid, so heiß es bohren und brennen mag, nicht mehr wanken läßt in dem Vertrauen, daß nach dem Ratschluß der ewigen Macht auch dies geheimen göttlichen Zielen dient. Wer Gott erlebte, und wer ihn durch Christus und in Christus erlebte nicht nur als den Gott der Kraft, sondern auch als den Gott der Liebe und der Barmherzigkeit, der braucht seine Augen nicht zu schließen vor den Tiefen der Not und des Leids, der kann bekennen: Ja, die Wege der Einzelnen führen oft in sternenlose und wetterschwere Nacht, und Viele, so scheint es unsren Augen, finden aus dem Verderben nimmer zurück. Dennoch, dennoch, auch wenn mir selbst dies Schicksal einst winken sollte und ich verdurste und verschmachte an Leib und an Seele, und sehe Brüder verkommen und Schwestern in ungestillter Sehnsucht sterben, dennoch halte ich treu zu dir, denn ich habe dich einst in all deiner segnenden Liebeskraft erlebt und weiß es seither: ein unlösbares Band knüpft sich nun zwischen mir und dir, und irgendwie und irgendwo werden auch die Geschlagenen dich wieder als Vater der Liebe erkennen. Wir vertrauen trotz aller Rätsel und Dunkelheiten, wir vertrauen!

Wenn wir uns von Christus und seiner Ueberwinderkraft, wenn wir uns von der Glut unseres eigenen Gotterlebens bis zu diesen Höhen tragen lassen, dann ist alle Angst der Welt von uns genommen und es beginnt der Wandel, von dem ein altes Kirchenlied sagt:

Es glänzet der Christen inwendiges Leben,
Obgleich sie die Hitze des Tages verbrannt.
Was ihnen der König des Himmels gegeben,
Ist keinem als ihnen nur selber bekannt.
Was niemand verspüret,
Was niemand berühret,
Hat ihre erleuchteten Sinne gezieret
Und sie zu der göttlichen Würde geführet.

Sie wandeln auf Erden und leben im Himmel,
Sie bleiben unmächtig und schützen die Welt.
Sie schmecken den Frieden bei allem Getümmel,
Sie haben, die Aermsten, was ihnen gefällt.
Sie stehen im Leiden
Und bleiben in Freuden.
Sie scheinen ertötet den leiblichen Sinnen
Und führen das Leben des Glaubens von innen.

Das Leben des Glaubens von innen führen, des lebendigen Glaubens an Gottes Liebe und Weisheit, des Glaubens, wie Jesus ihn lehrte und lebte, das ist der Weg, der einzige Weg zum Ziel unserer Sehnsucht. Er führt zu Frieden und Heimat, zum Glück des Vaterhauses, zur Ueberwindung der Welt.

Emil Hadina

Entwicklungsprozeß und Katastrophe

Als Quelle des menschlichen Wissens kann uns nur die menschliche Erfahrung gelten. Diese Erfahrung aber ist von allerlei Art, und unser Wissen wird dadurch bereichert, daß man gewonnene Erkenntnisse auf einem Gebiet der Erfahrung

durch Analogieschlüsse auf ein anderes Gebiet, allerdings nicht immer mit gleichem Erfolge, überträgt. In dem Naturlauf kann man sowohl den langsamen, relativ friedlichen Entwicklungsprozeß wie auch die plötzliche furchtbare Katastrophe beobachten, und von den beiden wirkt selbstverständlich die Katastrophe am mächtigsten auf die menschliche Phantasie. Es ist deshalb nicht wunderbar, daß in den religiösen Dichtungen und Ermahnungen, welche ganz besonders das Gefühlsleben zur Basis haben, die Katastrophe die hervorragendste Stellung einnehmen soll.

In jeder Zeit großer religiöser Gefühlswallungen, wie zum Beispiel im siebenten und achten Jahrhundert vor Christo, auch zur Zeit Christi, betont man deshalb die Katastrophe, und man sieht in ihr die endgültige Lösung des Welträtsels. Später, als das Leben in eine etwas ruhigere Bahn eintritt, bleibt die Katastrophe wohl als theoretische Voraussetzung des Weltendes, aber für den religiösen Fortschritt verläßt man sich tatsächlich viel mehr auf den ruhigen Gang der alltäglichen Entwickelung. Trotzdem jeder unbefangene Leser des Evangeliums einsehen muß, daß der ganze Gesichtskreis der Urgemeinde von der Hoffnung auf eine bald kommende Katastrophe beherrscht wurde, spielen heute, wie auch meistens in der Vergangenheit, im gewöhnlichen religiösen Leben, die Gleichnisse von dem Samenkorn und dem Sauerteig, die vielmehr auf einen friedlichen Entwickelungsprozeß deuten, eine weit größere Rolle. Nicht anders verhält sich die Sache auf dem Gebiet der sozialen Hoffnung und der politischen Umwandlung. Die Propheten einer neuen Aera, wie Karl Marx, Lasalle, Carlyle und Ruskin beschäftigen sich mit den katastrophischen Analogien, und bei ihnen spielt die kommende Krisis die führende Rolle. Nichts hat vielleicht diejenigen von uns, die wir, obgleich außerhalb seiner Partei stehend, doch Karl Marx Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, fremder und unsympathischer berührt als gerade sein revolutionär-katastrophaler Gedanke; und seine Hoffnung, die große Katastrophe noch selber zu erleben, mutet uns als arge Selbsttäuschung an. Genau wie die zweite Generation der Christen sich allmählich an den Gedanken der langsamen Entwicklung gewöhnen mußte, so mußten auch die Sozial-Demokraten mehr oder weniger die allmähliche Entwicklung an die Stelle der Katastrophe setzen. Ueberall traten in neuerer Zeit die Marxianer unter den Sozialisten als Friedensfreunde auf, und in vielen Kreisen glaubte man sogar, daß die Macht der Partei so groß geworden sei, daß durch sie ein Weltkrieg verhindert werden könnte. Die Katastrophe ist nun aber doch eingetreten, und zwar in einer Dimension, wie sie Karl Marx sich kaum hat hoffen oder denken können, dazu in ganz andrer Form und mit ganz anderen Begleiterscheinungen.

In den Jahren 1904 bis 1914 gab es viele Stimmen, die ununterbrochen ausriefen „Friede, Friede", und es ist doch nicht Friede. Es gärte überall innerhalb der politisch-sozialen Entwicklung, und am Ende wird man sagen müssen, daß sowohl die Katastrophe, wie auch der Entwicklungsprozeß unentbehrlich für einen gesunden Fortschritt sind. Allein die von erregten religiösen Gemütern vorausgesehenen Katastrophen bringen nicht das Ende der Welt, sondern eröffnen nur eine neue Aera, und der Gegensatz besteht, richtig verstanden, nicht zwischen einem friedlichen inneren Prozeß und einer von außen her veranlaßten Katastrophe, sondern zwischen einem Kampf, der im Stillen und mit relativ geräuschlosen Waffen geführt wird, und einem andern Kampf, der in dramatischer Form auf die Spitze getrieben ist, aber genau ebenso in der Natur der Dinge seinen letzten Grund hat.

Als im Jahre 72 nach Christo Jerusalem fiel, faßten viele Christen die Katastrophe als das Ende der Welt auf. Tatsächlich aber war der Fall Jerusalems der logische und unvermeidliche Schlußakt eines seit langer Zeit sich hinziehenden Kampfes um die Unabhängigkeit eines Volkes, dessen Selbständigkeit das wohlverstandene Lebensinteresse des römischen Imperiums, eben wegen seiner geographischen Lage, unmöglich dulden konnte. Die gewaltige Erschütterung der religiösen Gemüter, die sich in solchen Erscheinungen wie Johannes der Täufer, Jesus Christus und Paulus äußerte, war zum Teil durch diesen mit größter Leidenschaft ausgefochtenen Kampf verursacht. Das Judentum hatte sich in der alten Form offenbar überlebt. Zwischen der weitverbreiteten, fest organisierten, in Aeußerlichkeiten kosmopolitischen, im Innern aber doch starr national gebliebenen Diaspora und dem Pharisäismus in Jerusalem hätte bald so wie so eine scharfe Trennung stattfinden müssen, denn für die Juden im Auslande war die religiöse Lebensweise, wie sie der Pharisäismus ausgebildet hatte, eine rein undurchführbare Sache geworden. Es mußte ein Paulus kommen, der das Judentum so umzugestalten vermochte, daß seine religiösen Werte für die große Menge der Juden, die weit entfernt von dem Tempel und Jerusalem inmitten des Heidentums lebten und wirkten, wieder zugänglich gemacht wurden. Die geschichtliche Erscheinung Jesu Christi war die unmittelbare Veranlassung dieser naturgemäß verlaufenden Umwandlung, die aber zu gleicher Zeit die bevorstehende Katastrophe unzweifelhaft beschleunigte. Aus dieser Katastrophe entstanden zwei neue religiöse Organisationen: das internationale Judentum und das gleichfalls internationale Christentum. Beide sind stark durchtränkt mit orientalisch-griechischem Synkretismus, wobei das ältere Judentum für diese Form des religiösen Lebens weniger aufnahmefähig zu sein schien, als das neuere Christentum. Ohne die nationale Katastrophe wäre diese Entwicklung unmöglich gewesen. Das religiöse Bewußtsein in seiner prophetischen Gestalt hatte doch Recht gehabt, obgleich die Katastrophe viel eher der Anfang als das Ende (τὸ τέλος τοῦ αἰῶνος) eines Zeitalters war.

Verfolgt man die Geschichte, so kann man immer dieselbe Reihenfolge beobachten. Vorhandene Gegensätze spitzen sich bis zur Krisis zu, und wenn sich die Entwicklung auch unmöglich in die Hegelsche Formel einzwängen läßt, so muß man doch zugestehen, daß sowohl der langsame Entwicklungsprozeß wie auch die Katastrophe unentbehrliche Faktoren gewesen sind und bleiben werden. Das römische Reich ging in Strömen von Blut in das Staatensystem des Mittelalters über. Das Mittelalter verschwand als politische und soziale Form erst, nachdem der dreißigjährige Krieg halb Europa vernichtet hatte, und es bedurfte noch der französischen Revolution und der darauf folgenden Kriege, um den bis dahin übermächtigen hohen und niederen Adel genug zu schwächen, daß Platz für einen kräftigen Mittelstand und die neue Industrie geschaffen wurde.

Das menschliche Herz sehnt sich nach Frieden und Ruhe, allein das Leben ist Kampf und Arbeit. Mit Geburtswehen fängt das Leben an, und in Todesangst müssen wir alle aus dem Leben gehen.

Die großen prophetischen Seelen haben von jeher mit übernatürlichem Scharfblick die Schwächen und Mängel ihres Zeitalters erspäht. Diese Propheten lassen nur die Wahl zwischen einer Wiedergeburt der Generation oder ihrer völligen Vernichtung durch den göttlichen Zorn. Mit feuriger Ungeduld geißelten sie die trägen Zweifler, die von der bequemen langsamen Entwicklung eine baldige Genesung der Welt erhofften. Solche ungestüme Geister sahen nur die feuerroten Wolken von der untergehenden Sonne beleuchtet, die die unausbleibliche Tragödie des wohl verdienten Untergangs der Welt verhüllten. In dieser Stimmung kann aber der gewöhnliche Alltagsmensch nur kurze Zeit verharren. Man kann uns durch Drohungen und Hoffnungen vorübergehend hinreißen, aber auf dem Berge der Verklärung können und wollen wir kleine Hütten bauen. Darüber bricht das Herz des Propheten, wenn er nicht das Glück hat gekreuzigt zu werden, und die Durchschnittsmenschen gehen ihren Weg und suchen weiter ihr tägliches Brot im festen Glauben, daß die Katastrophe nicht sie, sondern eine kommende Generation treffen wird. Wir aber, die wir inmitten der Katastrophe des Weltkrieges leben, müssen fragen, was ist denn eigentlich die Bedeutung einer solchen Katastrophe?

Die religiöse prophetische Antwort auf solche Fragen hat bisher immer gelautet: Die Katastrophe ist eine verdiente Strafe für offen begangene Sünde; und leise klingt, trotz aller nationalen Begeisterung für „die gerechte Sache" in allen Ländern durch die religiösen Ermahnungen dieser alte Vorwurf wieder hindurch. Eine profane Philosophie spricht dagegen nur von dem unvermeidlichen Kampf zwischen materiellen Interessen. Wenn aber

der Marxist aus dem Schützengraben klettert und seine Philosophie und Schlagwörter wieder abstäubt, wird er ohne Frage den Versuch machen, die Katastrophe in die Theorie des Klassenkampfes hinein zu zwängen. Eine naturalistische Wissenschaft wird von der Notwendigkeit der Katastrophe als einer Urkraft in der Natur reden. Sie alle werden ein gewisses Recht auf ihrer Seite haben. Es bleibt aber doch eine andere Frage, die noch tiefer geht: nämlich, ob die Katastrophe wirklich sui generis ist, und etwas tatsächlich so Abnormes, daß sie eine besondere Erklärung nötig hat?

Mit andern Worten: sind nicht selbst in dem gewöhnlichsten Leben die allmähliche Entwicklung und die tragische Katastrophe immer und ewig mit einander verbunden, und niemals von einander zu trennen? Wie der Fluß zum Wasserfall wird ohne jegliche tiefergreifende Abänderung der Bedingungen, nur durch eine augenfällige starke Steigerung des Gefälles, so ist auch die Katastrophe nur ein plötzliches Sichtbarmachen des Lebenslaufes. Der Tod wird dramatischer, das Leiden häuft sich an, der Kampf tritt auf einmal aus der gewohnten Bahn und wird mit andern Waffen geführt. Es ist aber derselbe Kampf, und zu jedem kommt endlich auch einmal der Tod. Jedes Krankenhaus und jedes Gefängnis ist in Zeiten des tiefsten Friedens die Stätte für Leiden und Qualen, die selbst auf dem blutigsten Schlachtfelde nicht größer sein könnten. Der Haß und die Bitterkeit des Krieges sind leider bloß eine Steigerung der vorhandenen Abneigungen, und die Triebfedern zum Streite sind dieselbe Herrschsucht, derselbe Brotneid und derselbe Ehrgeiz, mit denen man überall im Leben zu rechnen hat. Wir Pazifizisten sind oft viel zu oberflächlich in unserer Verurteilung des Krieges. Als Katastrophe ist der Krieg nur eine dramatische Zuspitzung des schon längst vorhandenen Kampfes, und es hätte wahrlich keinen großen Zweck ihn zu beseitigen, so lange die Leidenschaften, die die Ursachen des Krieges sind, das Leben verbittern und dem Kampf ums Dasein seinen besonderen Charakter verleihen.

Das ist es auch, was das weitausschauende Auge des religiösen oder sozial-politischen Idealisten — mag er Amos oder Karl Marx heißen — immer klar gesehen hat. Der Prophet des fernliegenden Ideals sieht stets in dem Entwickelungsprozeß die unabweisbare Notwendigkeit der Katastrophe, und klagt den Prozeß an, weil eben in ihm die Katastrophe latent enthalten ist. Eine träge gedankenlose Religiosität glaubt, daß wenn der Kampf in seiner dramatischen Form verhindert werden könnte, die Religion gerettet wäre. Man hat, als dieser Weltkrieg ausbrach, von einem „Bankerott des Christentums" gesprochen, als wenn es irgendwo und irgendwann ein wahres Christentum gegeben hätte. *Der jetzige Krieg in aller seiner Grausamkeit ist weder mehr noch weniger christlich als der Lebensprozeß, von dem er einen Teil bildet.* Wer England und Frankreich, um von Rußland und Serbien ganz zu schweigen, „christliche Länder" nennen möchte, hat überhaupt weder England und Frankreich noch Christum kennen gelernt. Es gibt wohl überall und in jedem Lande Menschen, die „christianiert" sind. Es gibt jedoch kein wirklich christliches Land, und keine durchaus christliche Kultur. Kampf und nicht Liebe bildet das Fundament unseres Lebensprozesses. Die Liebe ist wohl vorhanden, sie mildert erfreulicherweise in mancher Hinsicht die furchtbaren Gegensätze, aber bis jetzt ist sie in keinem Lande der Geist der Diplomatie gewesen, oder das Endziel des nationalen Ehrgeizes geworden.[1])

1) Obwohl der Herr Verfasser oben von einem „Bankerott des Christen*tums*" spricht und diese Anschauung ablehnt, muß ich doch immer wieder befürchten, daß meine Rede von einem „Bankerott der Christen*heit*" davon irgendwie mit betroffen wird. Ich darf nicht müde werden zu bekennen, daß ich diese meine Formel und die darin liegende Kritik der Christenheit aufrecht erhalte. Oder gibt es denn plötzlich seit 1914 unter dem Begriffsvorrat unsrer Reden keine „Christenheit" mehr? Vielleicht ist sie bisher noch mehr Aufgabe als Gabe gewesen: vgl. *Harnack*, Reden und Aufsätze 2, 249. Aber es gibt doch auch eine alte starke Tradition dafür: erst in der vorigen Nummer Sp. 6 hat *Planck* darauf hingewiesen, wie *Luther* „in den letzten großen politischen Fragen an der vollen Gemeinbürgschaft der abendländischen Christenheit festgehalten". Im übrigen mag ich nicht wiederholen, was ich „Die Kirche nach dem Kriege" S. 52 f. zur Sache gesagt habe.

D H

Eben so oberflächlich ist die Aufstellung eines Gegensatzes zwischen dem Machtprinzip und dem christlichen Prinzip. Das Christentum ist auf Macht gegründet, und Jesus selbst appelliert immer an die Macht als die letzte Instanz. Die Allmacht Gottes ist der leitende Grundsatz einer jeden Glaubensformel. Der wahre Gegensatz besteht zwischen Macht im Dienste der Liebe, wie wenn der Allvater Gerechten und Ungerechten seine Sonne scheinen läßt, und Macht im Dienste des lieblosen Egoismus, wie er von der individualistischen Nützlichkeitsmoral gepredigt wird. Wenn die neuere Kritik Recht hat, so spielt die Macht in der Botschaft Christi sogar die führende Rolle, denn das katastrophische Element dreht sich um die strafende und vernichtende Macht des erzürnten Richters. Jesus betonte wohl den väterlichen Charakter der Allmacht, aber selbst die väterliche Liebe kann unfruchtbare Bäume fällen und ungehorsame Menschen in Gehenna brennen lassen.

Das, was jeder Prophet von Amos und Hosea, bis zu Carlyle und Ruskin hervorgehoben hat, ist die katastrophale Krisis, die das Neue einführt. Das Urchristentum hat auch einen neuen Himmel und eine neue Erde erwartet, und diese neuen Güter sollten nur auf dem Wege einer großen Katastrophe, und eines Weltgerichts erreicht werden. Liegt nicht eine tiefe Wahrheit in dieser Hoffnung? Vor dem Weltkriege hat man in friedliebender Faulheit geglaubt, daß der Kulturmensch mit der Katastrophe schon fertig sei. Was sagt dazu aber die persönliche Erfahrung? Wer hat je das wirklich Neue, Epochemachende in dem eigenen Leben ohne Krisis, Enttäuschungen, Geburtswehen sich zum dauernden Besitz gemacht? Soll es mit dem Weltlauf anders stehen? Im Feuer der richterlichen Vernichtung geht das Alte dahin, um Raum zu geben für das Neue und Bessere. Allerdings nur ein starker, gesunder Glaube ist im Stande, zu hoffen und zu behaupten, daß das Neue, das noch kommen wird, besser sein wird als das Alte, an dessen Stelle es treten soll. Dieser Glaube ist aber der religiöse Glaube, der jedem Propheten die Kraft gegeben hat, in dem Kampf mit seiner Umwelt auszuhalten, und dem neuen Zeitalter die Wege vorzubereiten. Aber eben dieser Glaube klingt Gott Lob immer durch die erschreckende Botschaft hindurch, daß nur durch Katastrophe und Weltgericht der Weg des Königs geebnet werden könne.

Thomas C Hall
Professor am Union Theological Seminary in New York

Wie kann die evangelische Kirche wieder eine Macht werden?

(Ein Wort noch aus der Friedenszeit[1])

Apostelgeschichte 6, 1—4 ist zu lesen:

In den Tagen, da der Jünger viele wurden, erhob sich ein Murren unter den Griechen wider die Ebräer, daß ihre Witwen übersehen würden in der täglichen Handreichung. — Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen. —.Darum, ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gut Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Notdurft. — Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amt des Worts.

Ein apostolischer Rat, der hochbedeutsam ist für die Gegenwart. Die evangelische Kirche ist zum modernen Warenhause geworden. Die verschiedensten Dinge werden in ihr feilgeboten. Sie sind zwar verbrämt mit religiösen Namen. Sie tragen eine kirchliche Etiquette. Sie besitzen da und dort religiöse Anklänge. In mancherlei Umhüllung bietet sich ein christlicher Inhalt dar. Aber das alles ist nur wie ein Fremdkörper im religiösen Leben, einer völlig andern Sphäre entnommen.

Dem Geiste der Zeit will die Kirche dienen. Dabei wird sie selbst unversehens von diesem Geiste erfaßt und unter seine Art gebeugt. In bunter Mannigfaltigkeit stellt sie ihre Gaben aus, ihre modernen Erwerbungen und Unternehmungen. Sie hat ein reiches Repertoire. Es gibt Jünglings-, Jungfrauen-,

1) Dies ist der einzige Artikel, der, vor dem Kriege gesetzt, noch nicht zum Druck gekommen ist. Es mußte nun aus technischen Gründen über sein Schicksal entschieden werden. Es schien uns von eigenem Reiz, ihn eben jetzt zu lesen.

D H

Gesellen- und Männervereine, Familienabende, christliche Teekränzchen, Vergnügen für Besucher von Kindergottesdiensten und deren Helfer und Helferinnen, Konfirmandenausflüge, Großmütterchenabende, Christbescherungen und christliche Volksfeste. So vielerlei, daß es schier unmöglich ist, alle Veranstaltungen aufzuzählen, die von der Kirche aus dem unterhaltungslustigen Publikum geboten werden.

Die neuesten Errungenschaften sind Missions-Gottesdienste mit Lichtbildern und Predigten mit Diskussion. Auch Reklame und Agitation fehlen nicht. Man lese nur die Ankündigungen in den Blättern und Zeitungen, die Berichte über die betreffenden Festlichkeiten. Dazu kommen noch eine Anzahl von besondern kirchlichen Vereinen mit Anstellung von Sekretären, ähnlich den Parteisekretären auf politischem Gebiete.

Hat nun — das ist die Hauptfrage — die Kirche mit alledem einen durchschlagenden Erfolg gehabt, wirkliche nachhaltige Förderung ihrer Absichten erzielt? Ist hierdurch das Verständnis für das Wesen und die Angelegenheiten der Religion gewachsen? Sind die großen christlichen Gedanken zur Klarheit gekommen? Ist das helle Licht und das erwärmende Feuer frommer Begeisterung in das Innerste des Gemütes gedrungen?

Gewiß, es sind Viele gekommen, zu sehen und zu hören. Man hat sich vortrefflich unterhalten. Auch wie eine halb unbewußte Rührung, wie ein heiliger Schauer ist durch das und jenes Herz gegangen. Man vernimmt wohl auch beim Verlassen des Saals die Worte: „Es war schön, interessant, erhebend." Doch bald geht die innere Bewegung wieder unter in den Alltagsgedanken. Schon auf dem Wege nach Hause machen sie sich geltend in dem und jenem Gespräch. Rasch ist alles wieder verschlungen von dem Hasten des Geschäfts. Die empfangenen Eindrücke waren zu flüchtig und zu sehr mit andern Anregungen und Darbietungen vermischt.

Die große Zahl der Gebildeten wie Ungebildeten gehen nach wie vor kühl an frommem Brauch und frommer Sitte vorüber. Die Wissenschaft belächelt weiter die kirchlichen Dogmen. Die Pädagogik verlangt unbedingte Befreiung von ihrem Einfluß. Sogar als Zerstörerin der Religion wird die Kirche gebrandmarkt. Ganze Massen erheben sich wider sie. Das ist das Resultat aller ihrer mannigfachen, rastlosen Tätigkeit auf dem großen Markt der Welt. Es kann kein andres sein.

Die Kirche hat sich allzu nachgiebig in weltliche Gewänder gehüllt. Sie ist zur allzu geschäftigen Martha geworden. Unbedacht hat sie sich unter die verständnislose Masse gemischt. Sie hat der nach Effekt haschenden Nervosität und Abwechselungslust des modernen Lebens allzu bereitwillig Rechnung getragen. So ist sie schließlich selbst unkirchlich geworden. Das hat sie um den Respekt gebracht. Sie hat selbst ihre Würde verletzt und ihre Perlen an unreine Herzen vergeudet.

Nicht die Hotelsäle, nicht die Biertischversammlungen, auch nicht die Schulaulen sind die geeigneten Plätze für die Pflege der Religion. Die Pastoren sollen nicht Arrangeure sein und christliche Vergnügungsdirektoren. Dazu ist ihr Amt zu ernst und zu hoch. Nicht hierzu will das theologische Studium befähigen. Das mag den Routiniers und andern modernen Propheten überlassen bleiben. Religion gedeiht nur in weihevoller Stille.

Das Gotteshaus, der Betsal, das Konfirmandenzimmer sind allein die rechten Orte, um die Gläubigen zu sammeln und die Herzen zu entflammen. Da fließt rein und hell der Brunnen lebendigen Wassers, das Christus spendet. Hier ist „die Pforte des Himmels". In frommer Andacht schwingt sich die Seele empor. Gesang und Liturgie sind die Mittel, um die innersten Regungen des Gemüts und die Gedanken des Glaubens zum Ausdruck zu bringen. Sie werden zu Symbolen der Gemeinschaft mit Gott und mit den Menschen. Rezeptivität und Aktivität finden durch sie die entsprechende Darstellung.

Im Mittelpunkte des Gottesdienstes aber steht die Predigt, die Wortverkündigung. Sie will zur „Belebung des religiösen Bewußtseins" dienen, zur Klärung des religiösen Denkens, zur Befestigung des Glaubens und zur Entzündung edler Begeisterung. Eine verantwortungsreiche und doch zugleich beglückende Aufgabe. Der Prediger kann sie nur erfüllen, wenn er jede Zersplitterung seiner Kraft vermeidet. Aus der Tiefe des göttlichen Worts und des eignen Herzens soll er schöpfen. Das verlangt andauerndes ernstes Nachdenken und innerste Sammlung. Da bleibt kein Raum und keine Zeit zu Nebendingen. Gleich einem „Virtuosen der Religion" soll der Prediger inmitten der versammelten Gemeinde stehn.

Von ihm aus sollen sich lebendige Ströme auf Alle ergießen. Nicht Lehre hat er zu verkündigen, sondern Religion, nichts als Religion. Von ihm geführt und angeregt erhebt sich die Gemeinde über den Staub des Irdischen, über den Kampf und die Feindseligkeiten des Daseins. Die Seele ruht aus und sucht und gewinnt neue Kraft für das Leben. Nichts Fremdes, nichts Gemachtes stört ihre Andacht. Wohlgemut und hoffend kehrt Jeder aus dem Heiligtum zurück in sein Haus und zu seiner Arbeit. Solche in feierlicher Stunde gewonnenen Eindrücke bleiben. Das ist lebenspendende Gemeinschaft des Glaubens. Kultus- und Wortverkündigung sind die nie versiegenden Kraftquellen steter religiöser Erneuerung. Christus der Meister unter den Versammelten, sie die Brüder, reich beschenkt durch die Gaben seines Geistes.

Die lebendigen Gemeinden der Herrnhuter können hierfür Vorbild sein. Sie üben ihr Christentum ohne jedes lärmende Außenwerk. Kein zersplitterndes und zerstreuendes Vereinswesen stört ihre Einheit. Sie suchen und finden Gott und den Erlöser nur da, wo sie uns am sichersten und unverhülltesten begegnen. Der Gleichklang frommen Sinnes zieht durch den Einzelnen und hält Alle in Brüderlichkeit zusammen.

Der Kirche, die so ihr eigenstes Gebiet mit stillem Fleiße anbaut, wird Niemand die Achtung versagen. Sie wirkt, zurückgezogen von dem Lärm des Tages. Kein Lockmittel wendet sie an, um die dürstenden Seelen zu sich zu ziehen. Der Ruf der Glocken nur ertönt, und wen sein Innerstes treibt, der findet sich hinzu. Sie besiegt den Spott durch die Hoheit ihres Wesens, und die Gleichgültigkeit durch den Reichtum ihres Geistes. Kein Streit der Theologen dringt in ihre Hallen. Er gehört dem weltlichen (wissenschaftlichen) Gebiete an. Kein Lehrprozeß verwirrt die Gemüter. Die reine Lehre des Evangeliums eint Prediger und Gemeinde. Das heilige Vätererbe religiöser Ueberzeugungen bleibt unangetastet. In erhabner Ruhe fließt der Gottesstrom aufrichtigen Glaubens durch ihre Versammlungen. Niemand darf den Vorwurf erheben, daß sie nach der Gunst der Mächtigen und Reichen trachte. Sie teilt ohne Ansehn der Person ihre Mahnungen und ihre Tröstungen aus. Sie bedarf keines Menschen Protektion. Unter Gottes Schutz ist ihre Arbeit gestellt. Von ihm empfängt sie das Wort der Wahrheit.

Sie ist befreit von jedem fremden Schmuck, unvermischt mit weihelosen Ingredienzen. Hell und ungetrübt strahlt das Licht ihrer Geistesschätze für Jeden, der sehen kann und will. Auch dem modernen Menschen hat sie noch mancherlei zu sagen. Auch ihm spendet sie gern aus ihrer unerschöpflichen Fülle. Auch er hat noch dieselben innersten Bedürfnisse wie seine Väter. Noch immer ringt er mit den alten Widersprüchen und den ungelösten Rätseln des äußern und inneren Lebens. Das Moderne ist nur Außenseite. Der Inhalt des menschlichen Wesens bleibt derselbe. Die Religion aber ist unvergänglich.

Je entschiedener die Kirche das Ziel ihrer schlichten Tätigkeit ausschließlich in der Pflege des Religiösen sucht, desto entbehrlicher werden ihr alle die neuerlichen, zweifelhaften Surrogate. Ist sie fest entschlossen alles auszuscheiden, was sie immer wieder in Gefahr bringen muß die Reinheit der Religion zu verletzen, so kann sie unbedenklich das Uebrige der weltlichen Gemeinschaft, dem Staate, überlassen. Dann könnte sich zu ihrem Heile ein Teil der Forderungen erfüllen, die vor mehr als einem halben Jahrhundert Richard Rothe erhoben hat.

Ihm ist der Staat die Wirklichkeit des sittlichen Lebens. Er ist, wie er sagt, „das letzte Resultat der Weltgeschichte", diejenige Gemeinschaft, deren Zweck die Realisierung der moralischen Zweckidee ist mittels der Realisierung der sittlich-religiösen Gemeinschaft. Weil „die Religion konkrete Wirklichkeit nur als das Sittliche haben kann", so ist allein der Staat auch „die Form, in der das religiöse Leben seine Wirklichkeit findet."

Es ist „die eigentümliche Natur des Staats als solchen ebensowohl wie die des einzelnen Menschen, Religion zu haben und eine wesentliche religiöse Gemeinschaft zu sein." Erst insofern kann die absolute Vollendung der Gemeinschaft des menschlichen Lebens als solchen, d. h. des Staats erfolgen, inwiefern diese Gemeinschaft und das Leben in ihr durchgängig als eine religiöse Gemeinschaft und als ein religiöses Leben gesetzt sind. Der vollendete Staat kann gar nicht anders gedacht werden denn als der religiöse, und eben in seiner vollständigen Religiosität liegt die wesentliche Bürgschaft für die Wirklichkeit seiner Vollendung als Staat.

Die Kirche soll also nach Rothes Ansicht völlig in dem Staat aufgehen. Dieser „zieht das ganze Gebiet der Kirche mit in sich hinein." — Daß dieser Gedanke eine hohe, ideale Auffassung des Staatswesens enthält, ist fraglos. Auch gewinnt es nach dem Verlauf der Geschichte tatsächlich den Anschein, als ob der Staat sich allmählich in dem Sinne Rothes entwickeln werde. Aus dem bloßen Rechtsstaate ist er zum Kulturstaate geworden. Die Ethisierung des Volks ist sein Ziel. In diesem Sinne ist er Erziehungsstaat.

Doch, sollte nicht nur die Erziehung im Allgemeinen, sondern auch die Kirche als religiöse Erziehungsgemeinschaft in ihm aufgehen, so wäre damit die Selbständigkeit der Religion gefährdet. Sie ist gewährleistet durch die Selbständigkeit der Kirche als Religion in der Erscheinung. Als solche enthält die Kirche drei von einander zu unterscheidende Bestandteile. Sie ist in erster Linie religiöse Gemeinschaft, Kultusgemeinde.

Weiter ist sie „ethisches gemeines Wesen", insofern sie Armen- und Krankenpflege sowie Seelsorge ausübt. Das ist das „zu Tische dienen" des apostolischen Rates.

Zum dritten ist die Kirche rechtlicher Organismus. Nur als solcher kann sie äußerlich als staatlich anerkannte Gemeinschaft bestehen. Jede Vereinigung von Menschen fordert, sofern sie eine dauernde sein soll, bestimmte Ordnungen, die sich auf Rechtsgesetze stützen. Diese muß die Kirche von dem Staate entlehnen. Er ist der reale Boden für jede menschliche Verbindung. Durch ihn wird der Friede gewahrt, ohne den kein Gemeinschaftsleben bestehen und sich entwickeln kann.

Die Kirche ist Landeskirche. Hierdurch steht sie in einer besonders engen Verbindung mit dem Staate, der selbst wieder ohne Religion nicht sein kann. Das ist ein Ergebnis der Geschichte und der Sozialphilosophie. Ein religionsloser Staat ist, wie Karl Rieker mit Recht sagt, eine „Utopie". Der Staat ist „nicht bloß eine weltliche, irdische Einrichtung, er ist eine geistig-sittliche Gemeinschaft . . . Er hat die religiösen (christlichen) Sonn- und Festtage in seine Rechtsordnung aufgenommen, schützt die Stille der Gotteshäuser, unterhält Konfessionsschulen" und besitzt die Kirchenhoheit, das jus circa sacra.

Demnach kann die Kirche nicht nur als rechtlicher Organismus, sondern auch, soweit sie ethisches gemeines Wesen ist, recht wohl in dem Staat aufgehen. Er übt seinerseits schon jetzt Armen- und Krankenpflege. Dazu bestellt er Almosenpfleger. Mit deren Amt aber ist immer eine gewisse Seelsorge verbunden, wenn es recht verstanden wird. Seine Wirksamkeit liegt nicht allein auf dem wirtschaftlichen, sondern noch mehr auf dem sittlichen Gebiete, wenn er wirklich Hilfe bringen soll. Dazu hat sich im modernen Staate die Jugendsürsorge gesellt. Je ernster der Staat und die Gemeinden ihre Aufgabe auffassen, desto gewisser werden sie Pfleger und Helfer zu solchem Amte bestellen, die den „Männern von gutem Gerücht und voll heiligen Geistes und Wahrheit" entsprechen.

Handelt sichs aber bei dieser Fürsorge irgendwie um religiöse Bedürfnisse und Fragen, so werden diese Männer nicht versäumen, ihre Pflegebefohlnen an das kirchliche Amt zu weisen. Dieses steht als religiöses Zentrum mitten in der Gemeinde und bleibt Allen zugänglich, die seinen Rat begehren. Von ihm wird dann ein um so nachhaltigerer Einfluß ausgehen können, je weniger es mit Dingen belastet ist, die außerhalb der reinen Religion liegen.

Alle christlichen Vereinigungen, Festlichkeiten und Versammlungen mögen, wenn sie für nötig erachtet werden, immerhin fortbestehn. Nur sollen sie nicht von der Kirche ausgehen und von deren Dienern veranstaltet werden. Hier tritt alsdann christlicher Laiendienst in seine Rechte und Pflichten. So entsteht eine wohl organisierte Christengemeinde als humanitäre Seite des Staats, der auf christlicher Kulturstufe steht. Sie wandelt allmählich die Legalität des Staats in Moralität. Die Kraft dazu geht aus von der religiösen Gemeinschaft, die, dem Sauerteige gleich, mit religiösem Geiste das Ganze durchdringt. Aus der Humanitätskirche wird die ethische Gemeinschaft des Staats. Die Kirche aber wird zur reinen Gemeinschaft des Glaubens. Nichts treibt sie, als „das Amt des Worts." Das ist Arbeitsteilung nach den Anschauungen der Apostel. In der so dem innersten Wesen der Kirche entsprechenden sichern Umgrenzung liegt ihre Macht.

Katzer

Bilder aus dem bisherigen Neuserbien

Salonik, Ende Dezember.

2

Ueber das viel umkämpfte Veles oder Köprülü, das terrassenartig an beiden Ufern des Vardar sich aufbaut, kommt man in wenig Stunden nach Uesküb, der Hauptstadt des ehemaligen Vilajets Kossovo. Es liegt im Vardartal von hohen Bergen umgeben. Im Winter ist es kalt, voll Schnee und Eis, im Sommer durchglüht von afrikanischer Hitze und erfüllt von Staub. Früher war es eine Stadt von 60 000 Einwohnern. Ein paar Straßen mit europäischen Häusern sind am Vardar. Die übrigen Gassen waren ungepflastert. Da wohnten Serben und Bulgaren, Türken, Albaner und Griechen durcheinander. Ein paar erträgliche Hotels für bescheidene Ansprüche und viele Kafés, wo unter schattigen Bäumen man den Kaffee trank und beim Rauschen des Vardar mit offenen Augen träumen konnte. Höhere und niedere Bahnbeamte hatten hier ihren Wohnsitz, ein paar Ingenieure, die Straßen und Kasernen bauten, ein österreichischer Lehrer mit seiner protestantischen Gattin, auch eine resolute Witwe aus Bayern, die sich mit ihrer Tochter rechtschaffen durchschlug und mit einem furchtlosen Herzen und beredten Munde begabt auch jetzt trotz Krieg und Ausweisung, trotz Türken, Bulgaren und Serben, sich siegreich behauptet hat. Das eine und andere Haus, in dem man gerne weilte, wo feingebildete Frauen auch in der Fremde deutschen Geist wach erhielten, wo man, wenn man plaudernd am Teetisch saß, sich in der Heimat wähnte. Sie sind jetzt alle zerstreut, die Männer im Krieg, die Frauen daheim. Oft bin ich durch die überdachten Gassen des Bazars gegangen und habe um serbische Teppiche und türkische Stickereien gehandelt, oder ich saß bei einem Albaner, der schöne Holzarbeiten machte, und feilschte eine Stunde lang — Geduld muß man haben — um eine alte Pistole, bis wir endlich, jeder mit dem Bewußtsein, ein gutes Geschäft gemacht zu haben, in Frieden und Freundschaft schieden. Oft, wenn es Markttag war und die bulgarischen Bauern und Bauersfrauen in die Stadt strömten, ging ich auch durch das Marktgewühl. Alles trug noch seine Nationaltracht, die Frauen ihre gestickten Leinwandröcke und Kopftücher, ein Bild, das mich an die Märkte in litauischen Kirchdörfern erinnerte. Auf einem Hügel saßen die bulgarischen und türkischen Frauen mit ihren Arbeiten, und man konnte für wenig Geld hier gestickte Tücher, Spitzen, Geldbeutel, dort goldgestickte Kleider aus türkischen Harems erstehen.

Einmal bin ich auch in das türkische Gefängnis hinein gekommen. Ein deutscher Maurerpolier war von den Türken widerrechtlich eingesperrt, weil er in der Notwehr auf einen jähzornigen Albaner geschossen hatte. Es war eine harmlose Fleischwunde gewesen. Nun saß er schon seit Wochen dort, und alle Bemühungen ihn freizubekommen, um ihn durch deutsches Gericht abzuurteilen, scheiterten an dem Widerstand eigensinniger türkischer Beamten. Ich ließ mir vom österreichischen Konsul einen Kawassen mitgeben, und vor dieser Respektsperson öffneten sich alle Pforten. Unten im Hof des Gefängnisses gingen die schweren Verbrecher, zumeist albanische Mörder, zum Teil in schweren Ketten, gerade spazieren. Der Maurerpolier saß in einem behaglichen lustigen Zimmer mit gitterlosem Fenster.

Er hatte ein bequemes Bett, er konnte sich aus dem Hotel verpflegen, hatte also sich nicht zu beklagen. Sein Stubengenosse war ein à la franka gekleideter türkischer Bey; er saß mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Bette und rauchte behaglich seine Zigarette. Er sah wie die Harmlosigkeit selber aus, aber hatte einen oder zwei Morde auf dem Gewissen. Doch schien er keineswegs niedergedrückt. Ein Mord war in jener Zeit in jener Gegend keine große Sache.

Von Uesküb zweigt eine Bahnlinie nach Mitrovitza ab und steigt durch den langen Paß von Katschanik auf das Amselfeld. Auch diese Stätten sind jetzt wieder der Platz erbitterter Kämpfe gewesen. Sie gehören zu den schönsten Partien im Balkan. Eine Fahrt durch den Paß von Katschanik bleibt unvergeßlich. Man fährt durch bewaldetes Gebirgsland zwischen hohen Bergen und über wilde Schluchten. Im Winter ist hier alles voll Schnee, und es ist bitter kalt; unsere Truppen haben wohl hier Unsägliches erduldet. Dann breitet sich vor uns das Amselfeld aus, eine 60 Km. lange und 15 Km. breite Hochebene. Wohlhabende Albaner- und Serbendörfer liegen darin. Auf weiten Weideflächen tummeln sich Pferde- und Rinderherden. Maisbau ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Die Höhen rechts und links bedeckt Eichwald, sein Holz ist der Hauptausfuhrartikel der Gegend. Für die Serben war das Amselfeld das Ziel heißer Wünsche. Dort haben sie einmal geherrscht, dort wurde 1389 in der unglücklichen Schlacht ihr Reich durch Sultan Murad vernichtet. Am Ende des Amselfeldes hinter Mitrovitza sieht man noch heute auf einem Bergkegel die Ruinen eines alten serbischen Königsschlosses. Es hat viel Pracht und üppiges Leben gesehen, aber auch Szenen, wie sie der Konak von Belgrad sah, als Alexander, der letzte Obrenowitsch, und Draga ermordet wurden. Ich bin einmal trotz der Unsicherheit der Gegend da hinaufgeklettert. Von der Höhe sieht man bis Montenegro hinüber.

Bei Mitrovitza ist die Welt zu Ende. Hier hört die Bahn und das Amselfed auf, und das wilde Gebirgsland Albaniens und des Sandschaks beginnt. Das Tal des Ibar, der durch Mitrovitza fließt und nach Altserbien geht, war jetzt die Heeresstraße für die deutsch-östereichischen Truppen, die in Mitrovitza einrückten. Vor Jahren waren ein paar Konsuln und Bahnbeamte die einzigen Europäer am Orte. Sonst lebten dort Albaner und Türken, und ziemlich viel Militär stand dort. Denn die Albaner waren ein unruhiges Volk. Fast jedes Jahr gab es ja eine Revolution. Der Revolver spielte bei den Leuten eine große Rolle. Man machte nicht viel Aufhebens, wenn des Morgens jemand tot auf der Gasse lag.

Der Rest des Serbenheeres stand bei Monastir. Ich bin mit meiner Frau in meinem ersten Balkansommer dort längere Zeit gewesen. Man kommt bequem mit der Bahn dorthin, die der anatolischen Bahngesellschaft gehört. Es ist eine interessante Fahrt über Karaferia, das alte Beroia, über Vodena, das alte Edessa, wo König Philipp, der Vater Alexanders des Großen ermordet wurde, vorbei am See von Ostrowo, dessen Wasserspiegel periodenweise steigt und fällt. Damals war Monastir vom Europäertum noch unberührt. Die Häuserfenster waren mit starken Eisenstäben vergittert, die Höfe von hohen Mauern umgeben. Die paar Konsuln, einige Bahnbeamte, ein amerikanischer Bulgarenmissionar waren die einzigen Europäer, sonst nur Türken, Bulgaren, Griechen, Albaner und auch viele Kutzowalachen. Die Stadt liegt über 600 Meter hoch. Deshalb ist es im Sommer dort kühl und im Winter eisig kalt. Von den Bergen rauschen Wildbäche hernieder, und unter schattigen Bäumen, während in der Nähe die Wasser murmeln, saßen vor der Stadt die Türken und tranken Kaffee und hielten Kef. Der Kafedschi brachte noch die glimmende Kohle mit der Zange, um die Zigarette anzuzünden. Auf dem grünen Rasen vor der Stadt saßen auf ausgebreiteten Binsenmatten türkische Familien. Mandolinenklang und Gesang schallte herüber. Dort am anderen Ende hockte wie eine Schar Raben eine Anzahl türkischer Frauen im schwarzen Schleier und Tscharschaf[1]) und sprach wohl wie auch anderswo von Dienstboten und Kindern und Nachbarn.

1) Obergewand der Frauen.

Mich hatte in den ersten Tagen die Polizei jeden Augenblick arretiert und ins nächste Wachthaus geführt. Was hatte auch ein Fremder in Monastir zu suchen! Er konnte ja ein staatsgefährlicher Agent sein. Und das Schlimmste: ich war allein den Peristeriberg hinaufgestiegen, durchs Waldgebiet zu der Zone der Farnkräuter und noch höher, wo die Heidelbeere wuchs, bis es dann zuletzt keine Vegetation mehr gab. Das ging nun allerdings über ein türkisches Polizistengehirn, daß man zu seinem Vergnügen mit vieler Mühe einen Berg emporkletterte. So wurde ich, als ich zurückkam, sofort wieder arretiert. Diesmal befreite mich mein Hotelwirt. Allmählich fand ich die Sache doch zu bunt, und ich erwirkte durch das österreichische Konsulat ein Teskare, das des Paschas Zorn jedem androhte, der mich schief anzusehen wagte. Da hatte ich denn Frieden. Nach einer Woche etwa siedelte ich mit meiner Frau nach einem 6 Kilometer entfernten Kloster über. Verlassene Klöster, in denen ein alter Vogt schaltet, sind dort zu Lande die Sommerfrischen. Man geht hin und okkupiert eine freie Zelle und zahlt beim Weggang ein paar Medschidie, damit ist die Sache geregelt. Man bringt etwas Hausrat mit, man kauft Käse, Milch und Wein vom Kloster. Das Uebrige muß man aus der Stadt kommen lassen. Man lebt ja nicht wie in einem erstklassigen Hotel in Oberbayern. Aber wem das Lebensbedürfnis ist, der muß noch fünfzig Jahre warten, bis er im Orient seine Sommerfrische sucht. Oder ob es jetzt schneller geht? Wir zogen dann morgens in den Eichwald hinein und lagerten in der Nähe einer Quelle. Die Hängematte wurde ausgespannt, und Bücher lesend brachten wir die Tage zu. Neben mir lag die schußfertige Browningpistole. Gelegentlich lief auch einmal ein junger Wolf vorbei. Es war ein Leben wie in Wildwest und zugleich eine Idylle aus einer Welt, die nun versunken ist und nicht wiederkehrt. Jetzt lagern dort deutsche Truppen, die Boten einer neuen Zeit.

Brunau

An die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Paris

Protest gegen Leichtgläubigkeit und Entstellung

Die lutherische Synode in Paris hat am 14. Dezember 1915 in einer ordentlichen Sitzung folgende Erklärung beschlossen:

Le Synode, après avoir pris connaissance du numéro du journal le *Temps* du 10 décembre 1915, reproduisant, d'après le *Standard* du 4 du même mois, des extraits de sermons qui auraient été prononcés par les pasteurs Fritz Philippi de Berlin, Lœbel de Leipzig, et par le professeur Rheinold Seeberg de l'Université de Berlin, sermons dans lesquels ces ministres du culte affirment que: «Le Ciel a béni les Allemands et les a désignés comme le peuple élu»; que: «La mission divine de l'Allemagne est de crucifier l'humanité»; que les Allemands: «Font une œuvre d'amour en tuant leurs ennemis, en les faisant souffrir, en brûlant leurs maisons, en envahissant leurs territoires», et concluant par ces mots: «Point de quartier pour les Anglais, les Français, les Russes et tous les peuples qui se sont donnés au diable»;

s'élève avec indignation contre ces monstrueuses doctrines, contraires à l'esprit de l'Evangile, à tous les enseignements du Christ, et qui sont la négation même du Christianisme.

Das Organ der Evangelisch-Reformierten Kirchen Frankreichs, Le Christianisme au XXe Siècle Nr. 51 vom 23. Dezember sagt dazu:

Nous nous associons pleinement à la protestation de nos frères luthériens: elle traduit le sentiment de vive et profonde réprobation du protestantisme français tout entier — et, nous osons l'ajouter, de toute conscience vraiment chrétienne en tous pays.

Dasselbe kirchliche Wochenblatt veröffentlicht den Artikel des Temps (oder des Standard), auf dem der Beschluß der Synode ruht, in seinem Wortlaut. Wir lassen ihn hier unverkürzt folgen:

«Le Christianisme Allemand»

Sous ce titre, le *Temps* du 10 décembre dernier a publié les lignes suivantes:

Déjà, un membre du centre, prêtre catholique, avait commenté un discours prêchant l'extermination en disant que les ennemis de l'Allemagne, entre autres ignorances, avaient l'ignorance de l'essence réelle du christianisme. Depuis, les enseignements donnés en chaire par le clergé allemand, tant catholique que protestant, ont fixé la

doctrine du christianisme au point de vue allemand. Cette doctrine est la résurrection de l'extermination biblique des peuples dégénérés par un peuple élu. Maintenant ce n'est plus le peuple hébreu qui est l'élu de cette mission, c'est le peuple allemand.

Cette résurrection archaïque du fanatisme jéhoviste en 1915 n'a peut-être jamais été exprimée avec plus de précision que dans certains sermons de pasteurs, dont le *Standard* de Londres publie le texte (4 décembre).

C'est ainsi que le pasteur Fritz Philippi, de Berlin, déclara récemment, du haut de la chaire, que la mission de l'Allemagne était de «crucifier l'humanité» afin d'assurer sa rédemption.

Voici ses paroles mêmes, que tout commentaire ne ferait qu'affaiblir:

„Je choisirai comme texte aujourd'hui, commença-t-il, le verset de Luc XII 49: «Je suis venu apporter le feu sur la terre; et que ferai-je, s'il est déjà allumé?» Avec quelle justesse, mes frères, pouvons-nous, nous autres Allemands, le peuple le plus pacifique du monde, répéter les paroles du prince de la paix: «Ne croyez pas que je sois venu pour apporter la paix dans le monde; je n'apporte point la paix, mais l'épée.» De même que le Tout-Puissant fit crucifier son Fils afin que s'accomplît l'œuvre de rédemption, de même l'Allemagne est destinée à crucifier l'humanité pour assurer son salut. L'humanité doit être sauvée par le sang et le feu et par l'épée. Les guerriers allemands ne versent point d'un cœur joyeux le sang des autres nations; c'est pour eux un devoir sacré qu'ils ne sauraient négliger sans commettre un péché. Notre empereur adoré hait les horreurs de la guerre. Pendant de longues années il travailla à maintenir la paix dans le monde. L'Allemagne n'a jamais employé sa force à menacer l'indépendance d'une nation. C'est précisément à cause de notre pureté que nous avons été choisis comme instrument du Tout-Puissant pour punir les envieux, châtier les méchants et pour frapper de l'épée les peuples pécheurs. *La mission divine de l'Allemagne, mes frères, est de crucifier l'humanité. Par suite, le devoir des soldats allemands est de frapper impitoyablement: ils doivent tuer, ils doivent brûler, ils doivent détruire.*[1]) Des demi-mesures seraient impies. Ce doit être une guerre sans pitié. Les méchants, les amis et les alliés de Satan doivent être anéantis comme de mauvaises herbes. Satan lui-même, qui est venu dans le monde sous la forme d'une grande puissance (l'Angleterre), doit être écrasé. L'Allemagne a pour tâche divine d'accomplir la destruction de ceux qui personnifient le mal. Quand l'ouvrage sera fini, le feu et l'épée n'auront pas travaillé en vain; ce sera la rédemption de l'humanité. Le règne de justice sera établi sur terre, et l'empire allemand, son créateur, restera son protecteur."

Le Standard reproduit également une homélie analogue du pasteur Lœbel, de la plus grande église luthérienne de Leipzig. Il déclara du haut de la chaire:

„Le ciel a béni les Allemands et les a désignés comme le peuple élu. Nous faisons cette guerre avec la conviction que nous exécutons les desseins divins en détruisant nos ennemis et en établissant notre domination. L'Allemagne défend la chrétienté; ses ennemis sont ceux de la vraie religion. *C'est cette conscience de notre mission qui nous permet de nous réjouir et d'être heureux, d'un cœur plein de reconnaissance, quand nos engins de guerre abattent les fils de Satan et quand nos merveilleux sous-marins, instruments de la vengeance divine, envoient au fond des mers des milliers de non-élus. Nous devons combattre les méchants par tous les moyens possibles: leurs souffrances doivent nous être agréables, leurs cris de douleur ne doivent pas émouvoir les sourdes oreilles allemandes.* Il ne peut y avoir de compromis avec l'enfer, de pitié pour les serviteurs de Satan, — en d'autres mots, *point de quartier pour les Anglais, les Français, les Russes et tout les peuples qui se sont donnés au diable,* qui ont été, en conséquence, condamnés à périr par une sentence divine."

De même le professeur Rheinold Seeberg, qui occupe à l'université de Berlin une chaire de théologie, prêchant récemment à la cathédrale, dit:

„Nous ne haïssons pas nos ennemis. Nous suivons le commandement de Dieu, qui nous enjoint de les aimer. Mais nous considérons que *nous faisons une œuvre d'amour en les tuant, en les faisant souffrir, en brûlant leurs maisons, en envahissant leurs territoires.* L'amour divin est répandu sur le monde, mais les hommes doivent souffrir pour leur salut. Les parents aiment leurs enfants, mais ils les châtient. Les maîtres aiment leurs élèves, mais ils les punissent. L'Allemagne aime les autres nations, mais elle les châtie pour leur bien."

Es versteht sich für uns von selbst, daß die Mitteilungen des Standard und Temps nicht auf Wahrheit beruhen. Wir erwarten von der Lutherischen Synode zu Paris, daß sie ihre übereilte Erklärung zurückzieht. Was wir in der Eile feststellen können, ist dies.

Der erste Zeuge des Standard ist unser Pfarrer **Philippi** in Wiesbaden, und die Predigt, die dem Artikelschreiber vorgelegen hat, ist die in unserm Blatte Nr. 32 d. v. J. gedruckte Feldpredigt. **Was der britische Berichterstatter daraus entnommen hat und von der Pariser Synode leichtgläubig vorausgesetzt wird, ist eine grobe Entstellung. Wir übertragen das angebliche Zitat hier ins Deutsche und unterstreichen dabei alle Worte und Gedanken, die sich in der Predigt nicht finden:**

Ich werde zum heutigen Text den Vers Luk. 12, 49 wählen... Mit welchem Recht, meine Brüder, können wir Deutschen, das friedlichste Volk der Welt, die Worte des Friedensfürsten wiederholen: „Glaubet nicht, daß ich gekommen sei, den Frieden in diese Welt zu bringen. Ich bringe nicht den Frieden, sondern das Schwert." Ebenso wie der Allmächtige seinen Sohn kreuzigen ließ, damit das Erlösungswerk erfüllt werde, ebenso ist Deutschland dazu bestimmt, die Menschheit zu kreuzigen, um ihr Heil zu sichern. Die Menschheit muß durch Blut, Feuer und Schwert gerettet werden. Die deutschen Krieger vergießen wahrhaftig nicht mit frohem Herzen das Blut andrer Nationen; es ist für sie eine heilige Pflicht, die sie nicht vernachlässigen dürfen, ohne eine Sünde zu begehen. Unser angebeteter Kaiser haßt die Greuel des Krieges. Lange Jahre hindurch arbeitete er daran, den Frieden in der Welt aufrechtzuerhalten. Deutschland hat niemals seine Macht benutzt, die Unabhängigkeit einer Nation zu bedrohen. Gerade um unsrer Reinheit willen sind wir zum Werkzeug des Allmächtigen ausersehn worden, die Neidischen zu strafen, die Bösen zu züchtigen und die sündigen Völker mit dem Schwert niederzuschlagen. Die göttliche Sendung Deutschlands, meine Brüder, ist, die Menschheit zu kreuzigen. Folglich ist es Pflicht der deutschen Soldaten, unbarmherzig dreinzuschlagen: sie müssen töten, müssen brennen, müssen zerstören. Halbe Maßregeln würden gottlos sein. Es muß ein Krieg ohne Erbarmen sein. Die Bösen, die Freunde und Verbündeten des Satan müssen vernichtet werden wie Unkraut. Satan selbst, welcher in Gestalt einer Großmacht (England) in die Welt gekommen ist, muß ausgerottet werden. Deutschland hat eine göttliche Aufgabe zu erfüllen: die Vernichtung derer, die das Böse in Person sind. Wenn das Werk beendet sein wird, werden Feuer und Schwert nicht umsonst gearbeitet haben; es wird die Erlösung der Menschheit sein. Die Herrschaft der Gerechtigkeit wird auf Erden hergestellt und das Deutsche Reich, ihr Schöpfer, wird für immer ihr Schützer sein.

Das Vorstehende gibt sich durchaus als Zitat, nicht als Auszug, als Resumé. Zum Ueberfluß beweisen das die Anreden „meine Brüder", die in der Vorlage übrigens fehlen! Das Stück Predigt, das auf diese Weise mißhandelt ist, füllt genau eine Spalte. Es lohnt nicht, es hier wiederzugeben: unsre Leser finden es 1915 Sp. 635. Wir werden die Nummer mit nach Paris und nach London schicken. Philippi hat die Predigt inzwischen zum zweiten Mal gedruckt in seinen Feldpredigten: An der Front. (Wiesbaden, Heinrich Staadt 1916. 86 S. 1 Mk.) Das Meiste an dem Zitat ist, wie unsre Unterstreichungen zeigen, entstellt, gefälscht, erlogen. Anstoß erregen konnte an Philippis Ausführungen die Stelle von der Unbarmherzigkeit, die für den Soldaten Pflicht ist. Wahrlich nicht für den deutschen allein. Hier liegt ja der schwerste Pflichtenkonflikt des Kriegsdienstes. Er muß gerade die Feldprediger aller Heere immer wieder aufs tiefste bewegen. Daß ein rücksichtslos geführter Krieg moralisch mehr wert sei als ein matt und halb geführter, ist oft gesagt worden: wir hören es freilich lieber aus dem Munde von Feldherrn als von Predigern. Man denke an Luthers Schriften zum Bauernkriege. Und man mag sich damit auseinandersetzen. Aber davon redet die Pariser Synode nicht, Temps und Standard auch nicht. Sondern sie reden von Dingen, an die Philippi auch nicht von ferne rührt: von dem göttlichen Auftrage an Deutschland, die Menschheit zu kreuzigen; von der himmlischen Erwählung und Segnung der Deutschen zum auserwählten Volk; von ihrem Eroberungskriege als einem Liebeswerke; von dem Nicht-Pardon-Geben den Feinden, weil sie dem Satan verfallen sind. Wenn aber Philippi freilich von einer „Kreuzigung der Menschheit" spricht, so findet ihm ja die Deutschen die Menschen, die gekreuzigt werden:

Du, mein Männervolk in Wehr und Waffen, du bist gekreuzigte Menschheit! ... Deine Kreuzigung ist der Krieg. ... Du leidest stellvertretendes Leiden im Krieg, daß das liebste Leben, was du kennst [dein Kind usw.], verschont bleibe ... Du hilfst [durch dein stellvertretendes Leiden] die deutsche Erlösung schaffen ...

1) Die Auszeichnungen im Druck immer genau nach der Vorlage.

Das mag nun feindlichen Ohren arg mißtönend klingen: so viel Sprachverständnis und ruhiges Urteil soll der Gebildete, soll der Christ auch eines feindlichen Volkes haben, um nicht das Gegenteil herauszuhören, — ungeheuerliche Dinge, wie hier am Tage liegt.

Der Pfarrer Loebel in Leipzig bleibt uns vorläufig eine mythische Person. Es gibt keinen Pfarrer dieses Namens in Deutschland und keinen Pfarrer ähnlichen Namens in Leipzig. D. Seeberg in Berlin vermutet, es könne wohl nur ein Artikel von ihm in Nr. 3771 der Illustrierten Zeitung Anlaß zu der Fälschung gegeben haben: „Der Krieg und die allgemeine Menschenliebe". Den Anlaß — wohl, aber von einem Zitat kann auch hier nicht die Rede sein; die kursiv gedruckten Worte finden sich nicht in dem Artikel, im übrigen nur Anklänge.

Wir bitten die Männer der Lutherischen Synode zu Paris und die Herausgeber des Christianisme au XXe siècle von diesem Sachverhalt Kenntnis zu nehmen.

Werte Herren und Brüder, es liegt wahrhaftig zur Zeit viel zwischen uns, Gott sei's geklagt! Aber erhebt nicht unwahre Beschuldigung, nährt euren Zorn nicht an gefälschten Berichten. Ueberzeugt euch, daß eure Zeitungen euch in diesem Falle schwer getäuscht haben, und nehmt das Urteil zurück, das ihr daraufhin feierlich ausgesprochen habt. Rade

Nachschrift. Soeben finden wir in Nr. 8 der Frankfurter Zeitung, 3. M., Folgendes: „Im Journal des Débats vom 5. Januar liest man: **Den Schülern unserer Gymnasien wurden jetzt Fragmente von Predigten zur Kenntnis gegeben, die kürzlich von deutschen Geistlichen gehalten wurden.**" Folgen die drei obigen, kursiv gedruckten Stellen.

Was kann man von Herrn Painlevé verlangen, wenn unsre evangelischen Brüder einer solchen Fälschung kritiklos zufallen? R

Verschiedenes

Zum Streit um das deutsche Warenbuch der Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft.

Wir sind zu wenig unterrichtet, um den Streit in seinem Umfang (manche Zeitungen bringen ein halb Dutzend Spalten drüber!) übersehen und ein endgültiges Urteil darüber beanspruchen zu können. Für uns ist das Unternehmen nichts als eine besonders tatkräftige Art des Kampfs gegen den gewinnbringenden Schund. So also, als wenn sich eine Anzahl Buchhändler zusammentun wollte mit der Verabredung, keinen Leseschund mehr zu verkaufen.

Hier beginnen denn allerdings auch die Bedenken. Vergessen wir nicht, daß wir Bücherprüfungsausschüsse erlebt haben, die selbstfabrizierten Schund herausgaben und mit ihrer Sachverständigen-Firma als Bürgschaft versahen. Das Publikum unterscheidet eben nicht die einzelnen Firmen. Man wird aber nicht verkennen, daß dies Argument im Grunde für die Dürerbundunternehmungen spricht. Denn da sowohl der gewinnsüchtige Schwindel von sich aus die Trommel rührt, um seinen Schund als wundervoll oder patriotisch und gesinnungstüchtig oder gläubig oder sonstwie rühmend anzupreisen, als auch gutgemeinte Unfähigkeit das Gleiche tut, wobei ich an die mancherlei „christlichen" Unternehmungen dieser Art denke, so ist kein Grund abzusehen, weshalb ausgerechnet eine interesselose oder vielmehr rein künstlerisch interessierte Vereinigung wie der Dürerbund sein Sprüchlein durchaus nicht soll sagen dürfen. Es bleibt allen unbenommen, über seine Fähigkeit dazu sich ihr eigenes Urteil zu bilden, wie sie es schon längst über die Tätigkeit der Prüfungsausschüsse und über die Hervorbringungen der „christlichen" Unternehmungen haben tun müssen.

Wir sind in der Gefahr, die rein wirtschaftliche Orientierung der Staatsverwaltung, der Rechtspflege wie der Oeffentlichkeit überhaupt soweit zu treiben, daß das Erwerbsinteresse an sich heilig erscheint. Ich erlebte in Dresden, daß eine Zeitung, in welcher abfällig über den Gebrauch von künstlichen Blumen bei irgend einer Feierlichkeit geurteilt wurde, einen geharnischten Protest der vereinigten Vertreter der Industrie künstlicher Blumen bringen mußte und brachte. Und uns allen ist wohl noch im Gedächtnis, wie einige sächsische Pfarrer, die etwas kräftig gegen den Alkoholmißbrauch aufgetreten waren, von ihrer Behörde wegen Störung der Alkoholindustrie gerüffelt wurden (oder wie es des Näheren war). Es ist ein reines Wunder, daß die Gummiindustrie sich noch nicht gemeldet hat. Jetzt müssen die Zeitungen in langen Spalten über die Dürerbundbemühungen herfallen. Die Inserate hinten, in denen X seine Hausgreuel als die sinnigsten, Y seine moderne Lektüre als die interessanteste und der Hanswurst Z seine Späße als die unübertroffensten rühmt, führen sie weiter, denn da steckt reelles Geld dahinter und nicht bloß ideelle Bestrebung.

(Vgl. Nr. 1 Sp. 16) Artur Bonus

Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. Von Alfred Jeremias. Leipzig, J. C. Hinrichs 1913. 382 S. mit 215 Bildern und 2 Sternkarten. 10, gebunden 11,20 Mk.

Die wertvollste literarische Frucht des Bibel-Babelstreites war vielleicht das Buch von Alfred Jeremias: Das Alte Testament im Lichte des alten Orients, 2. Auflage 1906 (J. C. Hinrichs in Leipzig). Sein Reiz beruhte im Wesentlichen in einer eigenartigen Verbindung von zwei Größen, die sonst im Streite auseinander gerissen wurden. Entweder man hob das Alte Testament in den Himmel und verdammte die babylonische Kultur, oder man pries den Vorrang Babylons und ließ die Bibel nur als Nachahmerin gelten. Jeremias aber verband die Einsicht in den einzigartigen Wert der biblischen Schriften mit der wohlbegründeten Behauptung, ihr Weltbild stamme aus Mesopotamien.

Diese Stellung ist inzwischen heftig angegriffen worden. Typisch für diesen Angriff sind z. B. die einschlägigen Artikel in dem Lexikon von Schiele und Zscharnack: „Die Religion in Geschichte und Gegenwart." Im ersten Band hat Benzinger noch einige Versuche gemacht, die von Jeremias eingenommene Stellung zu behaupten. Aber in den späteren Bänden sind sie unterbunden worden, und Gegner wie Greßmann behalten das Wort.

Freilich war Manches an den Behauptungen der „Panbabylonisten" wie sie genannt werden, zu kühn und unhaltbar. Anderes dagegen, besonders Astronomisches, hat sich in den letzten Jahren durch neuentdeckte Keilinschriften glänzend bewährt.

Bei der Vorbereitung zur dritten Auflage seines Buches ist nun Jeremias auf den glücklichen Gedanken gekommen, die altorientalische Geisteskultur gesondert von der Erklärung der biblischen Urkunden in einem selbständigen Bande darzustellen.

Für den Bibelfreund sind Kap. 8—11 und 18—20 dieses Werkes am wichtigsten. Unter der Ueberschrift „Himmelsbild gleich Weltbild" wird das Gottkönigtum, der Mensch als Bild der Gottheit, himmlischer und irdischer Tempel, himmlisches Land und himmlische Stadt besprochen. Nun kann mit voller Bestimmtheit gesagt werden: Die Himmelskunde bildet die Grundlage der gesamten antiken Geisteskultur.

Der Bibel-Babelstreit ist von dem Streit um die Christusmythe abgelöst worden. Das ist nicht Zufall. Das beweisen in dem vorliegenden Buche die Ausführungen über „Erlösererwartung als Ziel der Weltzeitalterlehre", „Erretter als vermenschlichter Gott und als vergöttlichter Mensch", „Erfüllung der Zeiten", — „latenter Monotheismus und göttliche Dreieinigkeit" im alten Orient.

Man beachte dazu die Ausführungen über das Kreuz und Tetragramm Kap. 4 c. Babylonische Götter tragen eine Art Meßgewand, das mit Kreuzen bestickt ist. Der Hohepriester von Memphis trägt um den Hals ein Gehänge mit sechs Kreuzen; und ein assyrischer König aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. trägt ein Ordenskreuz am Bande um den Hals wie ein moderner General (Abb. 676).

Auch werden die Feste besprochen, wie Neujahr und Sonnenwendfeste, mit denen unsere Feste zusammenhängen. Ferner die Vorstellungen von Tod und Jenseits, die besonnen untersucht und dargestellt werden: vorläufig haben wir keine Berechtigung, den Gedanken einer Welterneuerung mit Totenauferstehung für Babylon anzunehmen. Dankenswert ist das Schlußkapitel über Frömmigkeit und Sitte mit reichlichen Mitteilungen aus den Quellen.

Großen Raum nehmen die Ausführungen über den Kosmos, die Astronomie und Astrologie ein. Es wird immer klarer, daß die Gnosis, die nahe Verwandte und große Feindin des Christentums, nur eine Fortsetzung und Umbildung dieser Seite der altorientalischen Weltanschauung ist. Um ihren Kampf mit dem Christentum und die Entstehung des Christentums selbst zu verstehen, ist es nunmehr unbedingt nötig, sich mit dem Stoffe vertraut zu machen, den Jeremias ausbreitet.

Auf den reichhaltigen Bilderschatz sei mit Dank gegen Verfasser und Verleger besonders hingewiesen. Friedrich Israel

Die Gnosis. Von Walther Köhler, Professor in Zürich. Religionsgeschichtliche Volksbücher, 4. Reihe 16. Heft. Tübingen, Mohr 1911. 60 S. 50, gebunden 80 Pfg.

Die Interpretation des Neuen Testaments in der Valentinianischen Gnosis. Von C. Barth. Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur, 27, 3. Leipzig, J. C. Hinrichs 1911. 118 S. 4 Mk.

Es ist charakteristisch für bestimmte romantisch gerichtete Strömungen unseres gegenwärtigen Geisteslebens, daß man sich wieder für Gnosis und Gnostizismus zu interessieren und an ihren Dokumenten zu erbauen beginnt.[1]) Im Diederichsschen Verlage ist eine umfassende Darstellung der Gnosis erschienen und eine Sammlung von „Dokumenten der Gnosis", was doch auf ein Bedürfnis hinzuweisen scheint. Und ich weiß nicht, ob es allgemein bekannt ist, daß in Paris eine gnostische Kult-Gemeinde existiert, die „église gnostique de France". Wer aus sachlichem Interesse einen Einblick in das Wesen und die Geschichte der Gnosis erlangen will, dem bietet das Büchlein von Köhler eine sehr gute Einführung. Es lehrt den alten Gnostizismus geschichtlich verstehen im Zusammenhang des religiösen Synkretismus um die Wende unserer Zeitrechnung; und es bemüht sich zugleich, das Wesen der Gnosis als einer stets in der Menschheit wirkenden Art der Religiosität aufzuweisen, die bald offen, bald verhüllt ihre Kraft erweist.

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die sorgfältige Behandlung der Interpretation des Neuen Testaments in der Valentinianischen Gnosis durch C. Barth hingewiesen. Hier erhält man einen Begriff davon, wie der Gnostiker die Fülle seiner Gesichte in die Geschichte

1) Vor dem Kriege geschrieben, wie auch die vorhergehende Anzeige. D H

hineinliest, wie er die geschichtlichen Tatsachen kraft seiner geistigen Auslegung als Wille und Bild seiner hochfliegenden Spekulation zu betrachten vermag.
Rudolf Bultmann

Kleine Mitteilungen. Die zweite Hälfte von Plancks Aufsatz Der Sieg des Deutschen folgt in nächster Nummer. — Man vergleiche dazu im Januarheft des Hochland Max Scheler: Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg.

Unsre Leser sind gebeten, dem Rätsel des Pfarrers Loebel in Leipzig (Sp. 35 und 37) mit nachzuforschen. Um unser Möglichstes zu tun, baten wir Herrn Pfarrer Laible, den Redakteur der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung, um eine Aeußerung darüber, ob vielleicht ein Wort von ihm oder in seiner Zeitschrift mißbraucht sein könnte. Er hält das für ganz ausgeschlossen.

Aus Rücksicht auf den Raum der Nummer ist aus Nr. 1 ein Neujahrswunsch weggeblieben, den wir unsern Theologen auf der Kanzel zugedacht hatten. Er liegt uns zu ernst auf der Seele, daß wir ihn nicht heute noch zur Aussprache bringen möchten: — Oft schon ist während des Krieges auf die erhöhte Wichtigkeit der Predigt hingewiesen worden. Was sie für das Gesamte unsrer religiös-sittlichen Volksgesundheit bedeutet, kann niemand genau einschätzen; aber daß sie ein Lebenselement ist für die Kirche und für ungezählte Einzelne, darüber kann kein Zweifel bestehen. Da ist es nun auf Grund von reichlichen Anlässen aus recht verschiedenen Gegenden und Erfahrungen her unser Herzenswunsch und unsre Bitte: nicht ermüden in der Predigt, sondern im Gegenteil immer heller und reiner das Wort den Menschen sagen! Ob wir Deutschen durch den Krieg frömmer geworden sind, ob wir unter dieser Erschütterung eine Wiedergeburt erlebt haben, ob das eine Täuschung war oder ein Rückgang folgte, darüber wird viel geredet und geschrieben, gehofft und geklagt. Aber viel dringender ist doch unser Interesse daran, daß unserm Volk jetzt in den Gottesdiensten das geboten werde, was es braucht und begehrt. Mag der Kirchenbesuch zugenommen haben oder nicht, die da kommen sind von einer größeren Empfänglichkeit denn je, und zum Teil von einer heißen Sehnsucht. Es ist schrecklich, wenn heute Jemand zur Kirche geht und nimmt nichts mit hinweg. Gewiß, da sind ja auch die Lieder, die wir singen, die Sprüche, die Gebete. Da ist die Gemeinde, mit der uns fühlbar ein unsichtbares Band verbindet. Aber der evangelische Kirchgänger merkt nun einmal besonders auf die Predigt. Und welche Wohltat kann ihm die jetzt erweisen! Der Prediger braucht nur mit drin zu leben in den Spannungen, die jedes Gemüt erfüllen, das einfältigste und das gebildetste. Er braucht nur fühlen zu lassen, daß diese Spannungen noch viel größer werden, wenn wir uns mit unsern Tageserlebnissen unter Gott und seinen heiligen Willen beugen, daß aber dieser Gott dennoch nichts andres will als uns aus der Unruhe und durch die Unruhe an sein Herz ziehen. Er soll nicht mutwillig beunruhigen; aber er soll auch ein Verständnis zeigen für die inneren Krisen, durch die jetzt jeder Christenmensch hindurch muß, und er soll sorgen, daß die letzten ewigen Werte und Lichter uns immer wieder, in jeder, auch der schwierigsten Lebenslage, voranleuchten. Gewiß, der Krieg währet lang, aber die seelische Situation, in die er uns versetzt, wechselt fortwährend. Und wenn das stete Predigenmüssen wohl müde und matt macht, das furchtbare Gebot der Stunde muß doch immer wieder zur äußersten Leistungsfähigkeit aufrütteln. Der Prediger sollte, sobald er auf die Kanzel kommt, immer zwei ideale Personen vor sich sitzen sehen: den treuen Zuhörer, der jedesmal da ist, und von dem er sicher ist, begehrt und verstanden zu werden, und den Gast, der zum ersten Mal und vielleicht nur für dies Eine Mal von ihm hören will, was er zu sagen hat. Keiner von diesen beiden darf hinweggehn, ohne etwas mit hinwegzunehmen. Wenn unsre Pfarrer wüßten, wie dankbar man jetzt ist für ein rechtes Wort! Aber es muß etwas von ewiger Himmelskraft haben, und es muß eingestellt sein echt und wahrhaftig auf Menschenherzen, wie sie hier auf der Erde leben. Das Medium ist des Predigers eignes Herz. Wenn der göttliche Strom da hindurchgeht, kann es dann je müde werden? Und darum dies unser Neujahrswunsch für die Brüder auf den Kanzeln, daß sie sich neu erfüllen lassen von der Hoheit ihres Berufs und aus dieser Fülle unerschöpflich der Gemeinde darreichen, was sie braucht. Notwendiger als das tägliche Brot, denn der Mensch lebt nun einmal nicht von Brot allein, sondern von dem Worte Gottes. Und notwendiger als Sieg und Frieden, denn das sind auch zeitliche Güter, und wir müssen wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.
R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Freitag 14. Januar 1916 abends 8 Uhr im Auguste-Schmidt-Haus Dresdener Straße 7 Roter Saal: Christentum und Kirche in Rußland und in den Balkanländern. Privatdozent H. Mulert-Berlin.

Rheinland und Westfalen

Die Freunde und Leser der Christlichen Welt aus Rheinland und Westfalen (Nachbargebiete eingeschlossen), die an gemeinsamer Besprechung wichtiger kirchlich-religiöser Zeitfragen, z. B. des Rade'schen Vortrages: „Die Kirche nach dem Kriege" (Verlag Mohr, Tübingen) oder a. sich beteiligen würden, werden um baldigste Einsendung ihrer Adresse und möglichst auch der Adressen anderer Gesinnungsgenossen an den Unterzeichneten gebeten. Ort der ersten Zusammenkunft wohl am besten Köln oder Düsseldorf.
Pfr. Heim-Lennep

KANTGESELLSCHAFT. Auch für die sogenannte Eduard von Hartmann-Preisaufgabe, deren Thema lautet: „Eduard von Hartmanns Kategorienlehre und ihre Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart", ist angesichts der kriegerischen Zeitverhältnisse der Ablieferungstermin vom April 1916 auf den 15. April 1917 verlegt worden. Die Dotierung beträgt 1500 Mk. für die beste und 1000 Mk. für die zweitbeste Bearbeitung. Preisrichter sind die Herren Professoren Bauch-Jena, Jonas Cohn-Freiburg, Heinrich Maier-Göttingen. Die genaueren Bestimmungen versendet auf Wunsch unentgeltlich der stellv. Geschäftsführer Dr. Arthur Liebert, Berlin W 15, Fasanenstr. 48.

Zur Frauenberufsfrage. Die Schicksale des Krieges haben viele deutsche Frauen und Mädchen in die Lage gebracht, einen Beruf suchen zu müssen, der ihnen eine sichere Versorgung und befriedigenden Lebensinhalt bietet. Für eine Reihe der hier in Frage kommenden Berufsausbildungen wird das Reifezeugnis des Lyzeums gefordert, das für die Aufnahme in Frauenschulen und die Zulassung zu den technischen Prüfungen ersetzt werden kann durch ein besonderes Examen.

In einer Gruppe praktisch erfahrener Oberlehrerinnen ist deshalb der Plan entstanden, in unentgeltlicher Arbeit für solche aus jenen Frauenkreisen, denen die Kosten für Privatvorbereitung drückend sein würden, einen Kursus hier in Berlin einzurichten. Er würde im April 1916 beginnen und in einer den besonderen Verhältnissen entsprechenden Weise durchgeführt werden. Auskunft darüber erteilen zunächst:

Marie Martin
Berlin-Friedenau, Wielandstr. 35
Tel. Uhl. 2442, Sprechst. Montag, 4—6 Uhr in ihrer Wohnung, Mittwoch, 10—11 Uhr, Kgl. Elisabethschule, Berlin SW, Wilhelmstr. 8.

Annagrete Lehmann
Berlin-Steglitz, Fritschstr. 6
Sprechst. Montag, 12—1 Uhr, Kgl. Augustaschule W 57, Elßholzstr. 34/37.

Zur **Leitung des Haushalts** und Miterziehung von 4 Mädchen im Alter von 4—11 Jahren wird für 1. Februar **gebildete ältere Dame** gesucht. Anerbieten erbittet
Pastor Ihle, Dresden,
Martin Lutherpl. 5.

Junger Pfarrer oder **Religionslehrer,** etwa kriegsbeschädigt, gesucht für die leitende Stellung in der Abteilung eines großstädtischen Jugendfürsorgewerkes zu sofortigem Eintritt.
Anmeldungen mit Lebenslauf erbeten unter **P B** an die Geschäftsstelle des Blattes.

Zum baldigen Eintritt ein **tüchtiges Fräulein als Stütze** gesucht, das selbständig kochen kann.
Frau Pfarrer Dr. Engelhardt,
Cöln-Lindental, Lindentalgürtel 30

Ausnahme-Angebot!

100	Bogen Leinen Herren-Post mit Monogramm	1,25	M.
500	Bog. Kanzleipapier hfr.	3,75	„
500	Dienstbriefumschläge .	2,00	„
500	Bog. Billetpost „Rose"	1,75	„
500	Billetbriefumschl. gef.	1,75	„
100	Billetkarten	0,35	„
100	Feldpostkarten	0,30	„

J. LISSNER, BRESLAU
Nikolaistr. 15
Preisliste u. Muster gratis u. franko

Ev. Fröbelseminar, Cassel,

Lessingstr. 5

I. **Anerkannte Frauenschule. Oberlyzeum.**
II. **Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen mit staatl. Abschlußprüfung.**
III. **Töchterheim.** (Sorgfältige körperliche Pflege).

1. **Hauswirtschaftliche Fächer:** Haushaltungskunde, Nahrungsmittellehre, hauswirtschaftliches Rechnen. Praxis in Küche, Haushalt, Waschküche und Bügelstube.
2. **Behandlung des Kindes:** Kleinkinderpädagogik, Kinderpsychologie, Gesundheitslehre, Kinderpflege. Praxis im Säuglingshort, Kindergarten und der Seminarübungsschule. Bewegungsspiele, Beschäftigung, Handfertigkeit, Nadelarbeit.
3. **Soziale Arbeit.** Bürgerkunde, Volkswirtschaftslehre, Kulturkunde. Praxis im Heimgarten und Hort.
4. **Wissenschaftliche Fortbildung.** Religion und Ethik, Philosophie, Deutsch, Kunstgeschichte, Französisch, Jugend- und Volksliteratur.

Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.

Das Kuratorium
Mühlmann, Geh. Regierungs- und Schulrat

Die Töchterheime des Ev. Diakonievereins **Cassel-Wilhelmshöhe,** Lindenstraße und **Cassel-Wilhelmshöhe** am Brasselsberg, Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.
Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf, Frl. Elisabeth zu Strohe, Frl. Henny Rocholl, Cassel-Wilhelmshöhe Lindenstrasse 13 und Frl. Aug. Muus in Cassel-Wilhelmshöhe am Brasselsberg.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.